

# America the beautiful



Es wäre viel zu leicht und auch unzutreffend, Pokey LaFarge nur als retrovertierten Romantiker zu bezeichnen. Natürlich ist er ein Romantiker sondergleichen, einer, der mit seinem Wesen, mit seinem äußeren Erscheinungsbild und mit seiner Musik dem allgegenwärtigen Zynismus leidenschaftlich widerspricht.

Von Michael Loesl

POKEY LaFARGE



Dabei geht es ihm nicht um Didaktik jedweder Art, sondern um Qualität als Maßstab für Selbstrespekt. Mit anderen Worten: Geld hat als Maßstab für Sicherheit und Zufriedenheit ausgedient, weil sich Wertigkeit ohnehin nur schwer in monetärer Größe bemessen lässt. Wie sich in diese Denkweise seine 1946er Epiphone Spartan Archtop einbinden lässt, erzählte der 30-Jährige aus St. Louis, Missouri, im belgischen Städtchen Hasselt.

Gutgebaute, braungebrannte Bürschen in Cargoshorts mit nackten Oberkörpern, die Bizeps selbstverständlich tätowiert, säumen die Einfahrtstraße nach Hasselt. Ihre Körpersprache verrät, dass Tattoos längst kein Ausdruck von Antagonismus, sondern Insignien des weltweit grassierenden Radikalkonformismus geworden sind. Sie paradieren am Gelände des „Pukkelpop“-Festivals auf und ab, dessen Beschallungsanlagen nichts außer unsinnig ausufernde Tieftöne preisgeben. Manchmal gebärdet sich der Popzirkus so modern, dass er in Ohren und Augen wehtut. Ein paar Kilometer stadteinwärts parkt eine Viertelstunde später ein Kleintransporter, aus dem drei Typen Instrumente und Reisetaschen nehmen und in den benachbarten Hoteleingang tragen. Zwei von ihnen, Pokey LaFarge und sein Waschbrett-Mundharmonika-Snare-Drum-Spieler Ryan Koenig, wirken wie Fremdkörper in diesem äußerlich zur Schau getragenen Konsensus-Einerlei. „Konsens ist Nonsens“ könnte in die Etiketten der beiden Musiker gestickt sein. LaFarge trägt ein offensichtlich maßgeschneidertes knallrotes Hemd zu einer offenbar maßgeschneiderten Anzughose, aus deren Beinenden Stiefel im 30-Jahre-Ausgeh-Look ragen. Koenig trägt zum furchteinflößend

maßgeschneiderten Vollbart alles Ton in Ton: Khaki-Hose und -Hemd, Cowboyboots, Stetson und Weste. Dass die beiden aus Amerika stammen und zumindest einen Teil der längst in Vergessenheit geratenen amerikanischen Folklore verehren und verkörpern, ist evident. Weniger bewusste Entscheidung als viel mehr Akzeptanz der eigenen Herkunft besingt LaFarge in „Central Time“, dem ersten Stück seiner aktuellen CD. „I don't mind the west coast, and I don't mind the east coast. Oh, baby but I ain't gonna live on no coast“, singt er und erzählt beim Verköstigen vom belgischem Dunkelbier, warum der Mittlere Westen Nordamerikas mehr zu bieten hat, als es sein Ruf vorgibt. „Die Leute an der Ost- und Westküste rümpfen bei der Nennung des Mittleren Westens die Nase und behaupten hochnäsig, dass es dort nichts als

**„Ich mag am liebsten Musik, in der Schlaginstrumente eher imaginär gefühlt als gehört werden. Ich höre immer noch viel Musik auf alten 78er Schellack-Platten, die Bassfrequenzen kaum übertragen.“**

bibeltreue Verrückte gibt. Das stimmt nicht, wir sind sogar in politischer Hinsicht realistischer als die Leute im Nordosten und die Leute im Süden. Die einen sind strikt linksgerichtet, die anderen hängen seit Generationen so tief im Sumpf der Republikaner, dass ein liberales Weltbild in deren Köpfen kaum vorstellbar ist. Missouri hat in kultureller Hinsicht viel zu bieten“, sagt er mit mokantem Lächeln und nennt fünf

Namen: Miles Davis, Brad Pitt, Pat Metheny, Pokey LaFarge und Ryan Koenig.

### Singen ist Seelenmedizin

Wie viel Stil Mr LaFarge besitzt, unterstreicht sein Griff zum Stofftaschentuch, das er fix und dezent zum Abwischen des Bierschaums an seine Mundwinkel setzt. Eine gute Gelegenheit zum Themenwechsel. Während etliche andere Roots-empfindliche Amerikaner, allen voran der verstorbene Willy de Ville, ein eher wehmütig-dunkles Bild ihres Landes in der Musik zeichneten, setzt LaFarge auf kleine, verspielte, beinahe lustige Erzählungen seiner Sozialisation. „Es ist dieses Lachen-als-Bewahren-vor-dem-Heulen-Ding, das meine Musik bislang ausmacht“, sagt er, bevor er ein weiteres Bier aus dem endlosen Sortiment belgischer Brauereien bestellt. „Das macht die amerikanische Kultur so großartig: In harten Zeiten haben wir immer einen musikkulturellen Untergrund geschaffen, der uns zumindest gefühlt eine Weile lang Tragödien vergessen ließ. That's the Blues, Baby! Wenn du richtig unten bist, fängst du zu singen an.“ Ein Zitat des Schweizer Musikers Stephan Eicher fällt ein und wird augenblicklich von Pokey LaFarge als sehr wahr bezeichnet und aufgeschrieben: „Der liebe Gott hat das Leid nur erfunden, damit der Mensch etwas zum Singen hat.“ Sein Sentiment platziert LaFarge in Band-Arrangements, die stark vom Country-Blues beeinflusst sind. Es finden sich kaum Schlaginstrumente in der Weise, wie sie uns in der allgegenwärtigen Pop- und Rockmusik-Berieselung begegnen. Mit anderen Worten: Kick-Drum und Toms werden durch Kontrabass, Waschbrett und Snare nicht ersetzt, sondern gleich obsolet gemacht. Die logische Frage an Pokey LaFarge ist, ob er seine Gitarre entsprechend anders platziert im Gesamtarrangement seiner Band. „Na klar“, platzt es aus ihm. „Die Auffassung trifft es auf den Punkt. Alle Instrumente in meiner Band spielen andere Rollen als in einer gewöhnlich besetzten Band. Insbesondere an Bass und Gitarre werden ganz besondere dynamische Anforderungen gestellt. Wenn wir auf Festivals wie diesem spielen, wird das Zuhörer-Gehör vom Bass getötet. Du nimmst nichts als Bass war. Du verstehst die Lyrics nicht und die Gitarre quietscht sich zwar durch den Bass-Sumpf durch, sie besitzt jedoch keine Dynamiken. Ich wuchs mit Musik auf, in deren Arrangements großes Augenmerk auf Dynamiken gelegt wurde. Der Bass steht bei uns nicht im Vordergrund, aber er treibt die Rhythmik der





## AKTUELLES ALBUM

Pokey LaFarge

Label: Third Man Records/H'ART  
[www.pokeylafarge.net](http://www.pokeylafarge.net)

Pokey LaFarge



Band an. Gleichzeitig fungiert er auch wie ein riesiges Kissen, das unserer Band einen differenziert wahrnehmbaren Sound verleiht. Bei uns steht die Stimme immer im Vordergrund, hinter der direkt die Gitarre als Harmoniengebender Pfeiler steht. Ich habe eine Band um mich herum versammelt, in der eine gute dynamische Dichte vorherrscht. Ich mag am liebsten Musik, in der Schlaginstrumente eher imaginär gefühlt als gehört werden. Ich höre immer noch viel Musik auf alten 78er Schellack-Platten, die Bassfrequenzen kaum übertragen.“ Er lacht kurz laut auf und sagt mit sarkastischem Unterton und hochgezogener Augenbraue: „Die Besucher des Festivals würden wahrscheinlich schreiend weglaufen, wenn sie die Dynamic-Range der Schellacks hörten, weil sie überhaupt nicht beinhalten, was deren Gehörgänge als Musik wahrnehmen.“

### Keine Zukunft ohne Vergangenheit

Die Gelegenheit ist günstig, um LaFarge auf seinen Kleidungsstil und den damit verbundenen Antagonismus anzusprechen. Er trage vorzugsweise aus zweierlei Gründen maßgefertigte Hemden und Hosen, sagt er. Zum einen pass-

ten ihm, dem Schmächtigen, kaum Kleidungsstücke von der Stange. Zum anderen weigert er sich, irgendetwas zu tragen, das nicht in Amerika, sondern in Südostasien hergestellt wurde. „Es käme mir nicht in den Sinn, in Shorts, T-Shirt und Turnschuhen auf die Bühne zu gehen. Das käme einer Beleidigung des Publi-

**„Ich spiele vorzugsweise Archtops aus den 30er und 40er Jahren, weil es zu keiner Zeit eine bessere Archtop-Manufaktur gab. Damals mussten die Gitarrenbauer dem Wandel der Musik folgen und bauten Instrumente, die lauter klangen.“**

kums gleich. Es wäre außerdem eine Beleidigung meiner selbst. Jeder von uns hat die Wahl, jeder von uns besitzt die Freiheit, sich auszudrücken – in welcher Form auch immer. Die Art, wie man redet, die Art wie man sich kleidet, die Art, wie man auf sich achtgibt, sagt viel über einen Menschen aus, finde ich. Klar, ich kann

in Khakis auf die Bühne springen und irgendwas spielen, um den Leuten im Publikum, die vorzugsweise Khakis tragen, mitzuteilen, dass ich einer von ihnen bin. Aber warum sollte ich das tun? Verstehe mich nicht falsch, ich rede nicht von Narzissmus, wenn ich sage, dass ich Menschen mag, die auf sich selbst achten. Mir geht es einzig um eine Form von Qualitätsbewusstsein, in der Musik, in der Klamottenwahl, in der Wahl der Artikulation. Wenn wir uns mit weniger, dafür qualitativ hochwertigeren Formen menschlichen Ausdrucks beschäftigen als mit dem Schwachsinn, den uns das Fernsehen als ‚echtes Leben‘ vorgaukelt, werden die Chancen größer, dass wir uns selbst als menschliche, frei denkende Menschen empfinden. Und damit steigen die Chancen, den Nachbarn nicht abzublenden, sondern respektieren zu wollen. Meine Freiheit ist genauso immer die Freiheit des Andersdenkenden. Dieser Grundsatz machte Amerika einst zu einer großartigen Nation. Inzwischen hat Amerika diesen Grundsatz mehrfach vergewaltigt. Auch in Amerika kennen die Wenigsten das große kulturelle Vermächtnis ihrer Vorfahren. Meine Musik vergleicht man daheim allen Ernstes mit dem

Soundtrack zu ‚O Brother, Where Art Thou?‘. Dabei sind Musiken wie Tag und Nacht – vollkommen entgegengesetzte Pole. Man sagt mir eine Bluegrass-Affinität nach, die ich nicht erkennen kann. Und, weil man sie mir nachsagt, bringt man mich gleich in die Nähe von Red-necks, ultramiefigen rassistischen Gestalten aus den Südstaaten. Es ist zum Haareraufen, aber so funktioniert die moderne Kultur: Nichts wird erforscht und nichts wird zu Ende gedacht.“ Schon sind wir mitten in einer Debatte über Patriotismus, die nordamerikanische Konstitution und die menschliche Qualität der Musikfolklore, egal woher sie stammt. „Wenn jemand über sein Leben singt, nimmt mich Musik gefangen. Wenn jemand darüber singt, dass er sich beim Gitarrenspielen einen runterholt, weil er so ‚geil‘ auf den Saiten nudelt, lässt sie mich vollkommen kalt. In Amerika entstand der Blues während der Sklavenzeit. Ich bin sicher, dass selbst im Deutschland der Nazis heimlich Volkslieder gesungen wurden, die sich gegen Hitler wendeten, die der dann vielleicht für seine unsägliche Propaganda missbrauchte. In Amerika ist der Blues, ist amerikanische Folkmusic vielerorts verpönt, weil sie mit der Sklavenzeit verbunden wird. Mit dieser Art der Verdrängung werden die Brücken zur Vergangenheit abgefackelt, was ich gefährlich finde. Die Resultate hören wir jeden Tag im Radio: Ohne Vergangenheit gibt es keine Zukunft. Wir legen unfassbare Arroganz und Dummheit an den Tag, wenn wir uns einreden, dass wir mit un-

serer Technologie schlauer sind als unsere Großeltern.“

### Die Gitarre in den Genen

Stichwort zeitlose Werte. LaFarge veröffentlicht seine Platten nicht nur auf Jack Whites Third Man Records-Label, das sich anschickt, „greifbare Qualität“ in die Plattensammlungen

**„Wenn jemand über sein Leben singt, nimmt mich Musik gefangen. Wenn jemand darüber singt, dass er sich beim Gitarrenspielen einen runterholt, weil er so ‚geil‘ auf den Saiten nudelt, lässt sie mich vollkommen kalt.“**

moderner Individuen zurückbringen zu wollen. Er spielt selbstverständlich ebenso ausschließlich qualitativ hochwertige Gitarren. „Ich spiele vorzugsweise Archtops aus den 30er und 40er Jahren, weil es zu keiner Zeit eine bessere Archtop-Manufaktur gab. Damals mussten die Gitarrenbauer dem Wandel der Musik folgen und bauten Instrumente, die lauter klangen. Die Archtops aus der Zeit besaßen zudem einen spezifischen Ton, weil der Jazz eine verhältnismäßig polierte Soundästhetik annahm. Alle Gibsons, Epiphones und allen voran die John-D’Angelico-Gitarren wurden in dieser Phase hergestellt, um den höchsten

Qualitätsansprüchen Rechnung tragen zu können. Ein Freund besitzt John D’Angelicos persönlich gespielte Gitarre. Er hat sie Richard Gere abgekauft, der ja leidenschaftlicher Gitarrensammler ist. Ich gönne ihm seine Sammelleidenschaft, doch ich frage mich immer, ob man Gitarren und Musik nicht besser spielen und hören sollte, als sie zu sammeln.“ LaFarge sinnt über die Frage, ob die Gitarre das quintessenzielle Instrument amerikanischer Roots-Music sei. Sicher ist er sich freilich nicht, weil lediglich die Stahlsaiten-Gitarre eine originär amerikanische Modifizierung eines europästämmigen Instruments sei. Amerika sei es vielleicht gelungen, aus der Gitarre ein Lead-Instrument zu machen. Amerikanische Roots-Music ohne Akustikgitarre sei schwer vorstellbar, findet LaFarge. „Ich bin davon überzeugt, dass unser kollektiver Griff zur Gitarre genetisch bedingt ist. Generation für Generation haben wir zur Gitarre gegriffen, um unser menschliches Sentiment mitteilen zu können. Pedalsteel, Steelstring, Archtop – die wunderbare Klangästhetik einer Gitarre hat versöhnliche Qualitäten und etwas zutiefst Menschliches. Ich glaube, wenn wir uns ein bisschen Lebensqualität bewahren möchten, sollten wir nicht darauf verzichten, die Gitarren-Spielweisen von Jimmy Rodgers weiterzugeben“, sagt Pokey LaFarge zum Schluss. „Das mag eigennützig klingen, weil ich ein von ihm beeinflusster Gitarrist bin, tatsächlich möchte ich vor allem bewahren, was wir uns kontinuierlich nehmen lassen: Qualität.“ ■

Anzeige

